

Ist korrektes Deutsch heute noch gefragt?

Formale Sorgfalt – das Werkzeug für gutes Deutsch

Von Johannes Wyss¹

Die Redaktion des «Tages-Anzeigers» fragte mich 2016, ob ich die gedruckte Zeitung und die Online-Ausgabe während einiger Wochen auf sprachliche Mängel überprüfen würde, mit dem Ziel, eine Zeitungsseite mit den gesammelten Beispielen zu gestalten.² Dabei ging es in erster Linie um Mängel in der Grammatik, verunglückte Redensarten und falsch angewendete Wörter. Die einzelnen Redaktoren wurden bewusst nicht über dieses Vorhaben informiert. Als die Zeitungsseite fertig war, sagte der verantwortliche Redaktor zu mir: «Jetzt muss ich das nur noch unserer Chefkorrektorin beibringen.»

Ich fand dieses Experiment mutig und selbstkritisch. Und es zeigte, dass der Redaktion ein korrekter Umgang mit der Sprache nicht gleichgültig ist. Die Reaktionen der Leserinnen und Leser waren zahlreich, differenziert und mit ganz wenigen Ausnahmen sehr positiv. Sie wünschten sich häufiger solche Korrekturen. Es wurden auch Namen von anderen Zeitungen genannt, die eine Überprüfung der sprachlichen Qualität noch weit nötiger hätten.

Ein Artikel in der Gratiszeitung «20 Minuten» mit dem Titel «Helvetismen sind an den Hochschulen verpönt» führte im Internet in kürzester Zeit zu mehr als 700 Kommentaren.³ Auch wenn viele dieser Bemerkungen wenig fundiert waren und etliche Schreiber gar nicht wussten, was Helvetismen genau sind, diese etwa mit Schweizerdeutsch verwechselten, zeigt dieses Engagement doch ein grosses Interesse für Themen rund um unsere Sprache.

1 Der Autor war von 1995 bis 2019 Präsident des SVDS. Der Text beruht auf einem Vortrag, den er am 13. November 2017 an der Kaderschule Zürich gehalten hat.

2 «Ein Lehrer korrigiert den Tagi», als Video und Artikel: www.tagesanzeiger.ch/wissen/Lehrer-korrigiert-den-Tagi/story/15178452 und Zeitungsseiten dazu www.sprachverein.ch/buch_jwyss_pdf/rezension_tages_anzeigerWyss.pdf.

3 www.sprachverein.ch/dossiers/helvetismenstreit.pdf

Den «Heuer», wie das deutschschweizerische Standardwerk für «Richtiges Deutsch» im Volksmund heisst, veröffentlichte der NZZ-Verlag im Jahre 1960 mit grosser Skepsis. Inzwischen ist das Werk in der 32. Auflage erschienen, und es wurde über 250 000 Mal verkauft – eine Zahl, die für Schweizer Verhältnisse astronomisch anmutet, wenn man bedenkt, dass in unserem Land bereits ein Absatz von 10 000 Exemplaren als sehr erfolgreich eingestuft wird. Das sind Signale und Belege dafür, dass Themen rund um unsere Sprache stark interessieren, dass das Bedürfnis nach korrektem Deutsch nach wie vor besteht und dass dieses Bedürfnis deutlich stärker ist, als es viele Medien wahrhaben wollen.

Der Wunsch nach korrektem Deutsch ist das eine, die überall sichtbaren Mängel in der Anwendung aber sind das andere.

Ich beurteile die Rechtschreibreform von 1996 und die Revision von 2006 nicht so kritisch wie etwa die Vertreter der Schweizer Orthographischen Konferenz; indessen hat die Zulassung der vielen Varianten doch in breiten Bevölkerungskreisen zu einer Verunsicherung geführt. So hat man etwa beim Grundsatz «Schreiben nach dem Stamprinzip» zu wenig Mut bewiesen.

Beim Wort *Gämse*, das man während der Jagdsaison gelegentlich braucht, aber im Flachland und in den Städten so gut wie nie, war man konsequent und wechselte zur einzig richtigen Schreibweise, *Gämse* mit *ä* in Anlehnung an *Gams*. Beim Wort *aufwendig* dagegen, das im Alltag ungleich häufiger vorkommt, liess man die bisherige Schreibweise *aufwendig* mit *e* nach der Stammform des Verbs *aufwenden* weiterhin gelten, und zusätzlich als Variante *aufwändig* mit *ä* nach dem Stamm des Substantivs *Aufwand*.

Heute höre ich immer wieder – und das von Personen, die zeitlebens auf korrektes Deutsch Wert legten: «Früher hatte ich die Rechtschreibung im Griff, ich fühlte mich sattelfest, jetzt habe ich das Gefühl, ich weiss nicht mehr, was gilt.» In Kursen zur neuen Rechtschreibung stellte ich immer wieder fest, dass die Teilnehmenden das

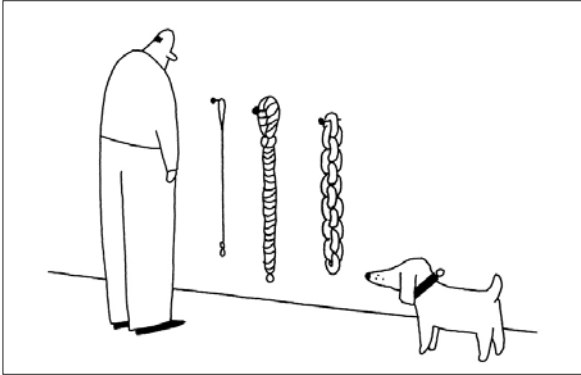
Bedürfnis nach einer klaren Regelung verspürten: Wie schreibt man das Wort richtig und weshalb? An Schreibweisen, die auch noch möglich sind, zeigten sie wenig Interesse. Diesem Umstand hat die Dudenredaktion in den neueren Ausgaben des Rechtschreibdudens immerhin Rechnung getragen, indem jeweils die von der Redaktion bevorzugte Variante gelb markiert ist. (Bei *aufwendig* wird die angestammte Schreibung mit *e* bevorzugt.) Trotzdem: Die Verunsicherung hat dazu beigetragen, dass manche ein korrektes Deutsch nicht mehr so hoch gewichten wie früher.

Der Stellenwert von Grammatik und Rechtschreibung ist auch gesunken, weil die Zeitungen und Zeitschriften ihre Korrekorate reduziert haben. Ob das aus Kosten- oder Zeitgründen geschah, ist für den Konsumenten der Zeitung unerheblich. Tatsache ist, dass unsere Medienprodukte sprachlich weniger sorgfältig daherkommen. Bei Online-Artikeln habe ich ein gewisses Verständnis, weil hier der Zeitdruck tatsächlich gross ist.

Auf der anderen Seite erinnere ich daran, dass die NZZ bis im Jahre 1969 dreimal pro Tag erschien, als Morgen-, Mittag- und Abendausgabe. Der heute etwas sorglosere Umgang der Medien mit Rechtschreibung und Grammatik überträgt sich auch auf die Leserinnen und Leser, also auf unsere Gesellschaft. Die Medien nehmen ihre Vorbildfunktion nicht oder zu wenig wahr.

Verändert hat sich in den vergangenen Jahrzehnten auch der Deutschunterricht in den Schulen.

Erfreulich ist, dass im Gegensatz zu den früheren Generationen das Hochdeutsche bereits von der 1. Primarklasse an Unterrichtssprache ist. Damit sollen die Schüler ein möglichst unverkrampftes Verhältnis zum Hochdeutschen entwickeln. Sie sollen das Hochdeutsche nicht mehr wie viele Angehörige der älteren Generation als Fremdsprache empfinden. Das Lesen wird auf vielfältige, kreative Art gefördert, oft in Zusammenarbeit mit Bibliotheken. Man arbeitet spielerisch mit der Sprache.



*Nehmen wir die
Leine, die Laine
oder doch lieber
die Liane?*

*Zeichnung von
Tizian Merletti
aus Johannes Wyss,
«Richtig oder
falsch?», Leseprobe:
[www.sprachverein.
ch/buch_jwyss.htm](http://www.sprachverein.ch/buch_jwyss.htm)*

Die Lehrpläne im Fach Deutsch tönen vernünftig, werden aber offenbar sehr unterschiedlich umgesetzt, wie das Beispiel meiner beiden Enkel zeigt. Der ältere lernte in der Unterstufe phonetisch schreiben, konnte bei den Wörtern *Vater* oder *Vogel* also wählen zwischen *F* und *V*. Das wurde nicht korrigiert, auch nicht, wenn er *kam* mit *h* schrieb. Wenn er aber *Hallenbad* mit nur einem *l* schrieb, hat das die Lehrerin korrigiert, weil man das doppelte *l* bzw. das kurze *a* vor dem Doppel-*l* gut hört. Die Rechtschreibregeln und das damit verbundene Umlernen erfuhr er dann in der Mittelstufe. Ganz anders der jüngere Enkel: Bereits in der 2. Klasse wurden wöchentlich zwölf Lernwörter abgefragt. Und falsch geschriebene Wörter wurden auch schon angestrichen. Auch beim Schreiben von Geschichten gab die Lehrerin bereits eine einfache Struktur vor: einen Anfang, einen Höhepunkt und einen Schluss. Wohlverstanden: Ich will damit die Lehrfreiheit überhaupt nicht in Frage stellen, diese gehört zum kreativen Lehrberuf.

Diktate haben bei vielen Lehrerinnen und Lehrern und auch bei Bildungspolitikern keinen besonders guten Ruf. Man argumentiert, dass sich die Rechtschreibung aufgrund von gehörten Texten nicht effektiv trainieren lasse. Das mag ja zum Teil so sein, trotzdem finde ich Diktate als eine unter vielen Methoden sinnvoll, aber nicht immer soll man die Diktate benoten und den Schülern aufzeigen, wie schlecht sie sind, vielmehr einfach üben und natürlich korrigieren. Das ist mit Aufwand verbunden, aber nur mit Rückmeldungen lernt man dazu.

Wenn man heute mit anderen Methoden gute Ergebnisse erreicht, ist mir das noch so recht. Bis jetzt muss man aber leider feststellen, dass die Leistungen im normativen Bereich, also in der Rechtschreibung und in der Grammatik, schwächer sind als früher. Urs Bühler formulierte es in der «Neuen Zürcher Zeitung» (21. 9. 2017) so: «Bei Pädagogen grassiert die Auffassung, das Anstreichen von Fehlern in Aufsätzen sei zu defizitorientiert und man fördere lieber Kreativität als Sattelfestigkeit.» Ich frage mich: Weshalb soll man das eine gegen das andere ausspielen? Die Schule bietet doch Raum für beides. Und Sattelfestigkeit ist ohnehin ein grosses Wort. Mit Rechtschreibung und Grammatik nicht auf Kriegsfuss zu stehen, wäre ein realistischeres Ziel. Fairerweise ist hier aber zu erwähnen, dass mit der starken Zunahme von fremdsprachigen Schülern die Anforderungen an die Lehrkräfte stark gestiegen sind.

Ich will hier nicht der These vom Sprachverfall das Wort reden, aber schwächere Leistungen in Rechtschreibung und Grammatik beklagen auch Lehrmeister, Arbeitgeber und Schulen im tertiären Bereich, also die Fachhochschulen und Universitäten. In dieses Bild passt auch die 2016 von Bundesrat Johann Schneider-Ammann erhobene Forderung, die Qualität der Maturität in der Mathematik und in der Erstsprache zu verbessern. Peter V. Kunz, Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern, stellte in der «Aargauer Zeitung» (15. 6. 2017) einen «dramatischen Kompetenzverlust» bei der deutschen Sprache seiner Studierenden fest: «Schreibfehler, Fallfehler, mangelnde Interpunktion, falsch verwendete Metaphern – das Niveau der Studierenden ist zum Teil erschreckend.» Bei künftigen Rechtsvertretern sei dies problematisch, denn: «Eine saubere Sprache ist die Grundvoraussetzung für einen sauberen Gedanken. Wer sich nicht ausdrücken kann, wird nie ein guter Jurist werden.»

Die Mängel im schriftlichen Ausdruck beeinträchtigen auch die Berufsarbeit.

In Stadt und Kanton Zürich werden die Deutschkenntnisse bei der Rekrutierung von Polizisten zunehmend zum Problem. Stolper-

stein Nummer eins für angehende Polizisten ist nicht etwa der Sporttest. Die meisten scheitern im Deutschtest. «Das Sprachniveau der Bewerber ist zum Teil bedenklich tief», sagte der Mediensprecher Marco Cortesi («Tages-Anzeiger», 24. 6. 2015). «Es gab schon immer Bewerber mit Problemen im Deutsch», doch ihre Zahl sei im Steigen begriffen. Stadt- und Kantonspolizei empfehlen Kandidaten daher dringend, vor der Aufnahmeprüfung ihre Deutschkenntnisse aufzufrischen. Denn Polizeiarbeit bestehe zu einem wesentlichen Teil aus Schreibearbeit. «Alles polizeiliche Handeln muss rapportiert werden, und zwar korrekt. Die Polizeirapporte gehen an die Untersuchungsbehörden und müssen auch vor Gericht Bestand haben», betonte Cortesi. «Schlecht oder orthografisch falsch geschriebene Rapporte werden von den Anwälten zerpfückt.»

Der Ausbildungschef der Kantonspolizei Schwyz nannte Deutsch in der «Neuen Luzerner Zeitung» (7. 10. 2013) gar ein «Killerfach». Der ärgste Feind von Polizisten sei nicht mehr der Kriminelle, sondern die deutsche Sprache. Auch in anderen Berufen wird das Rapportieren des Geschehens immer wichtiger, denken wir etwa an das Pflegepersonal in Spitälern und Pflegeheimen. Damit einher geht der oft gehörte Vorwurf, dass die umfassendere Schreibearbeit zu Lasten der Pflege der Patienten gehe. Wenn Sie in Ihrer Bank ein Gespräch mit dem Anlageberater führen, muss er dieses seit einigen Jahren protokollieren, auch wenn er Ihnen bei den schon länger andauernden Nullzinsen kaum mehr rentable Anlagemöglichkeiten mit wenig Risiko aufzeigen kann.

Die deutsche Sprache befindet sich in behutsamem, aber doch ständigem Wandel.

Die starke Beugung der Verben, also z. B. «er trinkt, er trank, er hat getrunken», geht seit Jahren stark zurück. Heute zählen wir nur noch rund 200 starke Verben, allerdings sind es oft die Verben, die wir häufig verwenden. Es gibt aber auch Ausnahmen zu diesem Trend: So scheint beim etwas umgangssprachlich gefärbten «durchwinken» (z. B. ein Gesetz im Parlament durchwinken) die schwache Beugung (das Gesetz wurde durchgewinkt) ins Hintertreffen zu geraten. Im

Dudenkorpus, einer umfassenden, elektronisch aufbereiteten Sammlung von Texten, ist «durchgewunken» inzwischen etwa doppelt so häufig belegt wie «durchgewinkt». Im Rechtschreibduden steht seit 2013: «gewinkt (*häufig auch gewunken*)»; zuvor trug die starke Form den seltenen Vermerk «*falsch*»). Ein anderes Beispiel: Wieder aus dem Duden verschwunden sind die englischen Ausdrücke *forehand* und *backhand* aus der Tenniswelt. Sie haben sich langfristig nicht durchgesetzt. Heute kommentiert auch Heinz Günthardt in den Tennispartien wieder mit *Vorhand* und *Rückhand*.

Grundsätzlich muss ein Wort während längerer Zeit zahlreich schriftlich belegt sein, bis es in den Duden aufgenommen wird. Der Duden «Die deutsche Rechtschreibung», der 2017 in der 27. Auflage erschienen ist, enthält über 5000 neue Wörter, darunter einige, die rasch «Karriere» gemacht haben, wie *Fake News*, *postfaktisch*, *Selfie*, *Veggie* (jemand, der sich vegetarisch ernährt) oder *Emoji*. Neu stehen u. a. auch die Helvetismen *Flohnerleben*, *Dörrbohne*, *Lehrabgänger*, *Münz* («umgangssprachlich für *Kleingeld*») und *Sauglattismus* («abwertend für *Oberflächlichkeit*, *Spasskultur*») im Duden. In welchen Textsorten diese neuen Wörter eingesetzt werden, entscheidet natürlich immer der Verfasser.

Der Duden wird immer wieder dafür kritisiert, dass er viele englische Wörter in die Nachschlagewerke aufnimmt. Entgegen der weit verbreiteten Meinung wird ein Wort nicht «geadelt», wenn es in den Duden aufgenommen wird. Der Wortschatz des Dudens spiegelt lediglich den schriftlichen Wortschatz unserer Gesellschaft, und er gibt Auskunft über die korrekte Schreibweise dieser Wörter.

Auch gesellschaftliche Phänomene können sich auf den Umgang mit unserer Sprache auswirken.

Dem Zeitgeist entspricht der Slogan von Coop: «Für mich und dich». Die Höflichkeit würde eigentlich eine andere Reihenfolge der Pronomen gebieten: «Für dich und mich». Aber «für mich und dich» drückt deutlich den Individualismus unserer Gesellschaft aus, das In-

den-Mittelpunkt-Stellen des Ichs, diese Selfie-Kultur – von «Paparazzi in eigener Sache» las man im «Magazin» schon 2001 («Tages-Anzeiger» 22. 9.). Und die Werbeverantwortlichen des Grossverteilers nutzen natürlich den Trend für ihre Verkaufsstrategie. Die junge Generation ist das Zielpublikum von heute und von morgen.

Martin Ebel, Literaturkritiker und Kulturredaktor beim «Tages-Anzeiger», präsentiert in der Online-Ausgabe wöchentlich «Die kleine Sprachsprechstunde». Dabei stellt er in kurzen Videos sprachliche Unarten seiner Journalistenkollegen und der Kommunikationsverantwortlichen an den Pranger.⁴ Da werden im Sport beinahe täglich «historische» Siege gefeiert; es wird inflationär Geschichte geschrieben – so dicke Geschichtsbücher gibt es gar nicht. Man unterscheidet nicht zwischen einem Roger Federer, der tatsächlich Sportgeschichte geschrieben hat, und einem Sportler, dessen Leistung zwar auch anerkennenswert ist, aber schon morgen von anderen Ereignissen überlagert wird.

«Philosophie» ist auch ein Begriff, der weitab von seiner ursprünglichen Bedeutung heute für alles Mögliche und Unmögliche missbraucht wird. Unternehmen sind heute stolz auf ihre Philosophie, auch wenn diese nur in dem banalen Grundsatz besteht, den Kunden in den Mittelpunkt zu stellen. Heute ist alles «Kult». Die ursprüngliche Götterverehrung ist ganz und gar weltlich geworden. Heute ist die Olma-Bratwurst Kult – und die vom «Vorderen Sternen» beim Zürcher Bellevue natürlich auch. Jedes Restaurant, das etwas auf sich hält, strebt Kultstatus an, wenn auch nur für kurze Zeit, bis die Karawane der angeblichen Feinschmecker in das nächste Trendlokal weiterzieht.

Rechtschreibung und Grammatik sind die Werkzeuge der Sprache – nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Wolf Schneider, der inzwischen über 90-jährige Journalist, Sachbuchautor und Sprachkritiker, bekannt geworden unter anderem

4 www.tagesanzeiger.ch/collectionuebersicht/ebels-sprechstunde/story/23256157

mit seinem Buch «Deutsch für Profis», schrieb im Januar 2012 im Monatsmagazin «NZZ Folio» in einer Kolumne – oder Lektion, wie er es nannte – unter dem Titel: «Korrektes Deutsch – das ist zu wenig»:

Frisches Deutsch – lebhaftes, blühendes Deutsch also, wie Leser und Hörer es mögen: Soll das etwas anderes sein als das, was wir in der Schule gelernt haben? Ja. Fehlt es denn an frischem Deutsch im Gedruckten und Gesendeten [...]? Ja. Ist dies hier also ein Ratgeber für alle? Nein! Kein Ratgeber nämlich für jene Wissenschaftler, Juristen, Bürokraten, die ein anderes Ziel haben als das, von möglichst vielen Mitmenschen gelesen und verstanden zu werden. Wissenschaftler wollen vor allem ihresgleichen imponieren – so das Fazit, das die NZZ 1994 aus einer grossen Studie gezogen hat. «Der Ausweis der Wissenschaftlichkeit erfolgt durch den Nachweis der Unverständlichkeit.» (Besser geworden ist seitdem nichts. Studenten, die bei solchen Professoren etwas werden wollen, seien folglich vor zu frischem Deutsch gewarnt.) Und juristische Prosa dient zum grossen Teil dem Zweck, den Schreiber gegen Eventualitäten abzusichern und den Empfänger einzuschüchtern.⁵

Das mag etwas überspitzt formuliert sein, aber inhaltlich geben wir Wolf Schneider wohl recht. Korrektes Deutsch, eine einwandfreie Rechtschreibung und Grammatik, ist das Werkzeug unserer Sprache, die Voraussetzung, dass überhaupt ein guter Text entstehen kann. Aber mit dem korrekten Deutsch im Rucksack fängt die Arbeit erst an, eine gründliche Recherche zu den Inhalten, die man vermitteln möchte, ein logischer Aufbau, eine innere und äussere Ordnung im Text und eine leicht verständliche, lebendige Sprache.

Zu einem guten Text gehört auch, dass er frei ist von allem Überflüssigen. Schon Antoine de Saint-Exupéry hat gesagt: «Ein Text ist nicht dann vollkommen, wenn man nichts mehr hinzufügen kann, sondern dann, wenn man nichts mehr weglassen kann.» Und Wilhelm Busch setzte noch einen drauf: «Gedanken sind nicht stets parat, man schreibt auch, wenn man keine hat.»

5 www.folio.nzz.ch/2012/januar/korrektes-deutsch-das-ist-zu-wenig